

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 135.

Posen, den 15. Juni 1928.

2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Koellinghoff.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Mädie legte ihre Hand auf den Mund der Freundin.
„Nicht fragen, Sigrid . . . Wenn ich dir's erzähle, dann fange ich von selbst an . . . Ich habe herrliche Stunden und einen bitteren Abschied hinter mir.“

Sigrid schwieg, wie ihr geheßen. Sie gingen ins Haus und setzten sich in der dunklen Diele an den Kamin. Mädie ließ ein paar dicke Tannenklöße hineinlegen und ein Feuer anzünden. Als der Diener gegangen war, sagte sie:

„Ich war bei meinem Geliebten, Sigrid. Das heißt nicht falsch verstehen . . . Ich war nicht bei ihm . . . Nur mit ihm. Wir lieben uns so unendlich stark, Gridi, und das ist so schön, daß ich's gar nicht schildern kann!“

Sigrid lächelte.

„Du warst früher um gut pointierte Schilderungen nicht verlegen, Mädie. Ich finde dich überhaupt stark verändert. Du bist weicher geworden . . . So hab' ich dich auch lieber.“

Die beiden jungen Mädchengesichter leuchteten im Scheine des Kaminfeuers.

Und Mädie erzählte rückhaltslos die kurze Geschichte ihrer Liebe zu Thomas Wildhorn. Sie verschwieg nichts, und sie beschönigte nichts. Und Sigrid, das wohl-erzogene Hamburger Patriziertöchterchen, lauschte mit wachsendem Staunen und mußte sich eingestehen, daß ihr die Courage zu solchen Dingen, wie sie Mädie ausgeführt hatte, gefehlt hätte.

„Und was wird weiter daraus?“ fragte Sigrid.

Mädie schüttelte den Kopf.

„Muß immer „weiter“ was daraus werden? . . . Ich weiß es nicht, Gridi . . . Ich weiß, daß die Dinge ihren Lauf nehmen werden. Ich habe nicht mehr die Kraft, sie aufzuhalten . . .“

Sigrid nahm ihren Kopf und blickte in Mädies Augen.

„Mädie, sei klug! . . . Wenn er versuchen wird, dich morgen zurückzuhalten . . .“

„Dann bleibe ich da, Sigrid!!! Dann bleibe ich mit tausend Freuden da! Ich liebe!! . . .“

„Und dein Vater?“

Mädie zuckte die Achseln:

„Wo Liebe ist, hat der Vater sein Recht verloren . . .“

„Und wollt ihr denn heiraten, Mädie?“

Mädie sah sie erstaunt an.

„Auf was für ausgefallene Sachen du auch gleich kommst, Gridi. Daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht. Du bist doch sehr klug! Nun, wenn Thomas durchaus will, ich habe nichts dagegen . . . Aber dann soll er mich als das kleine Fräulein Meier heiraten, und nicht als Mädie von Keidberg-Simmring, verstehst du?“

„Ist das Mißtrauen ihm gegenüber, Mädie?“

„Nein, das geschieht auch, um ihn nicht in Konflikte zu bringen.“

„Und was würde geschehen, wenn dein Vater frühzeitig davon erführe?“

„Ich glaube, er würde sich riesig freuen und mit

meiner Wahl einverstanden sein. Sieh mal, er hat ja nur die fixe Idee, daß er mir den Mann auswählen muß . . . Da ich mich aber nicht beuge, wird er sich wohl oder übel fügen müssen! . . . Bis ich Herrn Hobbins oder den Neffen vom Hofrat Gendeli heirate, da können sie lange warten! . . . Ich habe keine Ambitionen, das würdige Geschlecht der Barone Kewenberg aufzufrischen. Und selbst wenn mein guter Pa tausendmal nein sagte — ich würde freudig und glücklich arme Dichtersfrau sein! . . . Ach, Gridi, sein neuer Roman wird herrlich . . . Ich lebe mitten darinnen, und seine Männer und Frauen geleiten mich zu jeder Stunde . . .“

* * *

Als der alte Brandt dem Briefträger das Schreiben des Hofrats Gendeli an der Tür abnahm, zitterten ihm die Knie.

Er klopfte an Wildhorns Tür und trug den Brief hinein. Wildhorn nickte kurz nach der Tür, und Brandt empfahl sich schleunigst.

Ein Blick auf die Wanduhr. In einer halben Stunde würde Mädie kommen. Wildhorn legte die Faust schwer auf den hofrätlichen Brief und lächelte glücklich.

Was konnte ihm dieser armselige Brief anhaben, der vielleicht von Enttäuschung und Familieninteressen diktiert war? . . . Konnte das alles an gegen seine große Liebe? . . .

Mädie würde kommen. Und er würde sie in seine Arme nehmen und küssen, küssen, küssen . . . Und sie würden sich nicht mehr trennen, überhaupt nicht mehr . . .

Und übermütig riß Wildhorn den Brief auf. Zwei engbeschriebene Seiten:

Mein lieber Neffe!

Ich habe mir diesen heutigen Brief nicht lange überlegt. Aber, das kann ich Dir ohne weiteres versichern — er würde auch nach reiflichstem Nachdenken um keinen Buchstaben anders ausgefallen sein!

Du kennst meinen Lieblingsplan. Du wirst Dich meiner gründlichen Verstimmung entsinnen, die mich befielt, als Du mir bei Deinem letzten Besuch von Deiner neuen . . . Liebe sprachst. Ich habe Dir damals nichts Entscheidendes erwidert, ich mußte erst prüfen. Und ich habe geprüft. Strafe Deinen alten, treuen Brandt nicht für seine Geschwätzigkeit — einst wirst Du ihm danken müssen, mein lieber Junge!

Nun zu Deiner Liebesangelegenheit, in die hineinzufragen ich mich nach dem Gehörten durchaus für befugt halte. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß der letzte Baron Kewenberg mitnichten das Recht habe, ein gewisses (oder auch ungewisses) Fräulein Meier zu ehelichen. (Denn heiraten willst Du sie doch wohl?) Du magst nun meinen Standpunkt für unberechtigt, engherzig oder verrückt halten, wie Du willst. Du magst antworten: lieber ein Fräulein Meier, das gut und ehrlich ist, als eine Gräfin Sowieso, die Perlen klaut. Damit hättest Du bedingungslos recht. Nur, mein lieber Junge — Dein liebes Fräulein Meier ist leider nicht ehrlich! Und Du hast Dich, hoffentlich unbewußt, zu Dingen verleiten lassen, die nicht nur eines standesbewußten Barons Kewenberg, sondern überhaupt jedes Mannes unwürdig sind!

Ich habe mich in der letzten Zeit, besonders aber nach dem Verluste meines Vermögens des öfteren gewundert, wie Du es fertig brächtest, mit Deinem Monatswechsel hauszuhalten. Brandt hat mir die Erklärung dafür gegeben. Ich kann Dir (wenn das, was ich dringend hoffe, noch neu ist) die niederschmetternde Eröffnung machen, daß Du Dich von Deinem Tippfräulein — gut, ich will in meinen Ausdrücken parlamentarisch bleiben —, daß Du also die Kosten Deiner Lebensführung unter weitestgehender Beteiligung Deines Tippfräuleins bestreitest. Und das, mein lieber Junge, das geht nicht! Ich weiß, daß ich in dieser Sache kein Wort mehr hinzuzufügen brauche und bin Dein getreuer Freund und Onkel

Gendeli.

Wildhorn atmete schwer. Das Blatt in seinen Händen zitterte heftig. Die Adern an seiner Stirn schwellen bedrohlich an. Er wollte aufspringen und schreien und vermochte es nicht.

Minutenlang saß er, unfähig, eine Bewegung auszuführen, einen Gedanken zu fassen, an seinem Schreibtisch.

Dann rief er nach Brandt.

Der Alte kam, am ganzen Leibe zitternd, herein. Flüsterte:

„Der junge Herr . . . haben . . . gerufen . . .“

Wildhorns Stimme klang heiser, aber ruhig, unheimlich ruhig für den alten Brandt:

„In wenigen Minuten kommt . . . kommt Fräulein Meier. Du wirst ihr sagen, daß ich plötzlich verreißt bin. Und du wirst ihr sagen, daß ihr Gehalt bis zum Ersten und das . . . das mir geliehene Geld, die Summe ist dir bekannt, per Postanweisung zugehen wird. Ihre weiteren Dienste werden von mir nicht beansprucht.“

Der alte Brandt weinte.

„Junger Herr . . .“

„Ruhe, Brandt! Jetzt rede ich. Was dich selbst anlangt, so kann ich dich nicht auf die Straße sehen. Da aber dein Anblick mich . . . mich verstimmt, mehr, als ich sagen will, bitte ich dich, mir so wenig, als es dir möglich sein wird, in den Weg zu kommen. Geh hinaus, Brandt.“

Brandt erwiderte kein Wort. Er war ganz bleich geworden. Sein Rücken krümmte sich, er fiel förmlich zusammen. Und ging schleppenden Schrittes hinaus.

Wildhorn trat ans Fenster. Zehn Minuten lang regte sich kein Laut in der kleinen Wohnung. Dann klingelte es. Niemand rührte sich. Noch ein Klingelzeichen. Und langsam, zitternd, ging Brandt zur Tür. Und öffnete.

Mädie wollte mit lächelndem Gruße an ihm vorbei. Er hielt sie am Arm zurück und schüttelte, seine Tränen mühsam zurückhaltend, den Kopf.

Mädie fragte todesbleich:

„Was ist geschehen . . .? Ist Thom . . . Ist Herr Wildhorn . . .“

„Herr Wildhorn ist verreißt und . . .“

Da schrie Mädie auf:

„Lüge!!!“

Und stieß den Alten beiseite und ging auf Wildhorns Zimmer zu. Sie riß die Tür auf und sah ihn unbeweglich am Fenster stehen. Und ging auf ihn zu und sagte leise:

„Thomas!?“

Da drehte sich Wildhorn um und war bleich wie der Tod. Und in seinen Augen, in seinen schönen, tiefen Augen war der Haß.

„Thomas, was ist geschehen?“ Mädies Stimme war unsicher.

Wildhorns Zähne schlugen aufeinander.

„Es ist alles geschehen, was nicht geschehen sollte! Wer hat dir das Recht gegeben, mich zu beleidigen!?“

„Immer noch wußte Mädie nicht, was er meinte.“

„Aber was denn, Thomas? Wie denn? . . . Ich weiß nicht . . .“

Wildhorn bohrte seinen Blick in ihr Gesicht.

„Du weißt nicht? Du weißt sehr gut! Geh fort von mir, ich will dich nicht mehr sehen . . .“

„Erst sage mir, was ich dir angetan haben soll! . . .“

„Du unterstehst dich, meinem Diener Geld für mich aufzudrängen, um späterhin sagen zu können . . . Um mich in deine Gewalt zu bekommen . . . Du hättest mir alles andere zufügen können — aber diese Ohrfeige ertrage ich nicht! . . .“

Mädie hatte den Kopf gesenkt. Sie überlegte nicht, wie sie sich verteidigen sollte. Sie wußte, daß sie in seinen Augen schuldig war, und wußte wiederum, daß sie von ihrem großzügigen Standpunkte aus gar nicht anders hätte handeln können und jederzeit ebenso wieder tun würde, was sie getan . . . Und vergaß dabei, daß er dieses beleidigende Geschenk nicht vom reichen Fräulein von Reibberg, sondern von den Ersparnissen des armen Fräulein Meier erhalten hatte.

Sie wollte nun aufklären, war daran, ihm alles zu sagen, ihm Kleinlichkeit und Vertrauenslosigkeit vorzuwerfen — da brach Wildhorns Zorn sich freie Bahn, und er wünschte, seine Blicke würden zu lodernden Blitzen, die sie, die Schlichte, vernichten könnten:

„Ich bin arm. Und du bist arm. Wer gab dir ein Recht, dich um meinetwillen noch ärmer zu machen? . . . Aber du warst hinterhältig, du hast dies hinter meinem Rücken getan, hast mir die Hände gebunden und mir von Dritten die dummen Augen öffnen lassen! . . . Man sagt mir nach, ich ließe meinen Lebensunterhalt von dir bestreiten . . .“

„Wer hat das gesagt!?“

„Jemand, den du nicht kennst und nie kennenlernen wirst! . . . Es ist auch gleichgültig, wer es mir hinterbrachte . . . Ebenso gut hätte mein alter Diener von Anfang an ehrlich sein können . . . Ich verzeihe ihm, denn sein Stand untergräbt den Stolz . . . Aber du, du — die ich für die Stolzeste hielt . . . Dir kann ich nie verzeihen . . .“

Mädie fühlte, wie sich in ihr eine seltsame Wandlung vollzog. Sie hatte Lust, diesen Nichtverstehenden zu verspotten. Sie wurde grausam. Sie hätte ihm nun noch viel mehr antun mögen. Sie schwieg.

Wildhorn aber kannte keine Grenzen mehr. Der aufgewühlte Krater seiner Seele spie Bitterkeit.

„Dir hätte ich mich in Raten verkaufen sollen. Das sollst du nicht erleben. Ich verkaufe mich einmal und endgültig. Du wolltest mich schlecht machen und sollst mich nun schlecht sehen. Ich habe Möglichkeiten, von denen du nichts ahnst! Ich werde einen Menschen heiraten, der mir gleichgültig ist, dem ich gleichgültig bin, den ich noch gar nicht kenne! . . . Herrliches Gefühl, dich und mich selbst so gestraft zu sehen . . .“

Mädie war sprachlos und ängstlich zur Tür getreten. Sie fürchtete sich.

(Fortsetzung folgt.)

Joachim Ringelnatz:

Schenken.

Schenke groß oder klein,
Aber immer gediegen.
Wenn die Bedachten
Die Gaben wiegen,
Sei dein Gewissen rein.

Schenke herzlich und frei.
Schenke dabei
Was in dir wohnt
In Meinung, Geschmack und Humor,
So daß die eigene Freude zuvor
Dich reichlich belohnt.

Schenke mit Geist ohne Eist.
Sei eingedenk,
Daß dein Geschenk
Du selber bist.

(Vorabdruck aus dem demnächst erscheinenden Gedichtbände „Allerdings“ von Joachim Ringelnatz mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin.)

Knock out.

Novelle von Felix Rohmer.

„Schiebung — Schiebung!“ brüllte es von der Tribüne. Auf der Galerie entstand ein Höllenlärm, Biergläser klirrten, man schlug sich gegenseitig, trommelte, piffte, schrie. Die unmöglichsten Gegenstände flogen in den Ring.

Der Unparteiische stand noch immer dicht neben dem am Boden liegenden, blutüberströmten Tillen. Noch immer hielt er die Rechte hoch emporgestreckt, und sein letztes Wort „Behn“, mit dem er den Liegenden ausgezählt hatte, schien noch irgendwo in der stauberfüllten Luft der gewaltigen Raumes zu hängen und schließlich zaghaft zu versickern. Das Gesicht des Unparteiischen sah grau aus, und seine Geste hatte etwas Beschwörendes.

Unberührt von dem Toben und Geschrei der Zuschauer lehnte Harriet in der Ecke des Ringes, die Hände rechts und links um die Seile gespannt, und ein kaum wahrnehmbares höhnisches Lächeln huschte über seine fest zusammengekniffenen Lippen.

Erst als man den leblosen Körper Tillens fortgeschleppte, als Harriet sich einen Mantel bringen ließ, sich fröhlich einwickelte und als Letzter den Ring verließ, leerten sich langsam und lärmend die Tribünen. Draußen, vor dem einen Ausgang, gab es noch einen kleinen Anlauf. Da stand ein Mädchen, o, ein schönes, sehr schönes Mädchen, elfenzart und mit großen, sehnsüchtigen und dunklen Augen und schrie immer wieder hysterisch: „Er ist tot . . . er ist tot!“ Wir blieben stehen, und Otten, der Trainer, packte sie am Handgelenk, während wir nach einem Auto schrien. Otten sagte zu ihr: „Er ist nicht tot — aber vielleicht wird er sterben!“ Und sie schrie immer mehr und immer gellender. Als der Wagen kam, sagten wir, sie solle einsteigen und mitkommen. Wir wollten sie trösten und beruhigen. Aber sie schüttelte nur den Kopf, wild und verzweifelt, daß die braunen Locken um ihre blasse Stirn flogen — und hatte sich in der nächsten Sekunde bereits entwunden, ehe wir dessen richtig gewahr wurden. So daß wir schließlich mit Otten allein losfuhren und in irgendeiner Kneipe an der Potsdamerstraße landeten, um das Ereignis zu besprechen.

Wir waren alle sehr aufgeregt und konnten uns lange nicht beruhigen. „Ich verstehe das alles nicht,“ sagte der kleine Behre, der sich gleich an der Theke zwei Kognaks hatte geben lassen. „Jemandetwas kann da nicht in Ordnung sein. Ich hätte zehn gegen eins gewettet, daß Tillen siegen würde. Er hatte alle Chancen, und Harriet war doch bestimmt kein gleichwertiger Gegner.“

„Haben Sie etwas von der Schiebung gesehen, Herr Behre? Ich nicht,“ brummte Otten, heftig auf seinem Stück Gummi, das er zwischen den Zähnen hatte, herumkauend. „Es ging alles ganz korrekt.“

„Ja, gewiß, ich weiß auch nicht,“ gab Behre etwas verschüchtert zu. „Aber . . .“

„Natürlich gibt's da ein Aber unterbrach ihn Otten in seiner nicht sehr zartfühlenden Art. „Doch nicht das, was Sie andeuteten. Der Unparteiische war einwandfrei — selbst sein erbittertester Gegner müßte das zugeben. Und Harriet hat zweifellos nicht ein einziges Mal die klaren Regeln und Gesetze dieses Sports außer acht gelassen. Er steht äußerlich makellos da. Immerhin — ist er ein Schuft!“

Otten spuckte im großen Bogen aus — er benahm sich immer sehr amerikanisch, seit er einmal in New York sechs Monate Tellerwäscher gespielt hatte. Jetzt weidete er sich an unserer Ueberraschung.

„Nennen Sie eigentlich das junge Mädchen, das wir da am Ausgang trafen?“ „Nein.“ Wir schüttelten alle den Kopf und schämten uns beinahe, sie nicht zu kennen. Otten selbst tat ja fast so, als wäre das eine Schande.

„Sie heißt Melissa Grad,“ sagte Otten, und er dehnte den Namen auf der Zunge, als wäre es eine Offenbarung, die er aussprach. Aber wir verstanden nichts, und der Ausdruck unserer Gesichtler wird nicht gerade sehr intelligent gewesen sein. Otten erbarmte sich unser.

„Melissa Grad ist Harriets Schwester“ kam er uns zu Hilfe, und seine Augen leuchteten vor Freude, als er unsere maßlose Ueberraschung sah.

„Der Name,“ sagte er noch — „ach, höchst einfache Sache. Stief . . . natürlich! Sie stammt aus der zweiten Ehe von Harriets Mutter, soll mit wahnsinniger Verehrung an ihrem älteren Stiefbruder hängen.“

Er machte eine lange Pause, goß ein großes Glas Bier in einem Zuge hinunter. Endlich sagte er grübelnd:

„Ich habe die Geschichte so ein bißchen beobachtet können, hatte einige Gelegenheiten dazu. Ich denke mir das so: Harriet ist maßlos ehrgeizig, und er wußte so gut wie Sie es wissen, meine Herren, oder ich, daß Tillen ihm eigentlich überlegen war. Jemandwann einmal mußten die beiden im Ring zusammentreffen und dann war es zu Ende mit Harriets Karriere. Diesen Augenblick hat er fast mehr gefürchtet als seinen Tod. Aber er kannte auch die Psychologie seines Sports und wußte, daß derjenige im Vorteil ist, der in den Kampf hineingeht, als ginge ihn die ganze Sache nichts an, und daß der beste Boxer fünfzig Prozent seiner Fähigkeiten einbüßt, wenn er irgendwelche feilsche Erregungen

vor oder hinter sich hat. Das ist — bedenklicher, als wenn er Alkohol trinkt oder raucht.“

Das hat er gewußt, der Harriet, denke ich. Und er hat es mit Hilfe einiger guter Freunde fertig bekommen, seine Schwester mit Tillen zusammenzubringen. Tillen hat natürlich nicht geahnt, daß Melissa Harriets Schwester war, und vielleicht hat das Mädchen auch nicht gewußt, welchem Zweck sie dienen sollte. Hat nur den Auftrag gehabt, sehr freundlich zu Tillen zu sein und nicht zu verraten, daß Harriet ihr Bruder sei. Und sie hat den Befehl befolgt.

Sie haben selbst bemerkt, was für ein schönes Mädchen Melissa ist. Und es gehörte nicht viel dazu, vorauszusehen, daß Tillen sich in sie verlieben würde. Er hat sich verliebt, bis über beide Ohren. Das weiß ich positiv. Und ich weiß auch, daß sie ihm auf Harriets Rat versprach, sie würde ihn heiraten, wenn er aus seinem nächsten Kampf als Sieger hervorginge.

Dieser nächste Kampf war der heutige . . . Wissen Sie, es ist schlimm für einen Boxer, wenn er verheiratet ist. Aber ein tüchtiger Kerl überwindet diesen Mangel. Doch wenn er sich verlobt, gerade vor einer wichtigen Entscheidung, dann ist das fast so wie ein glatter Selbstmord. Es hing zuviel ab für Tillen, heute, und das war sein Verderb. Ich denke, er war bereits verloren, ehe er noch in den Ring trat — ja.

Es hing zuviel für ihn ab von dem Ausgang dieses Kampfes. Es heißt, man soll sich davor hüten, seinen Gegner zu unterschätzen. Diese Gefahr bestand anfangs, bevor Tillen mit Melissa bekannt wurde. Aber dann kam das andere Extrem, er hat Harriet zu ernst genommen, und das ist auch nicht gut. Nun hat man ihn ausgezählt, und es ist beides futsch: Karriere und Mädchen!“

„Auch das Mädchen?“ fragte Behre zweifelnd.

„Natürlich auch das Mädchen — denn wenn sie auch vielleicht nicht ahnte, was mit ihr gespielt wurde, ja, wenn sie Tillen wirklich liebt . . . man hat doch seinen Stolz — als Boxer! . . .“

Immer im Kreise

Von Heinz Steguweit.

Dreizehn Morgen Korn baut Staubinger auf seinem Acker und kommt auf keinen grünen Zweig. Der Großvater quälte sich mit dem Magerland schon ab, der Vater auch, aber gelangt hat's nie zu zweimal Fleisch in der Woche. Woran liegt es? Am Sand? Am dünnen Regen hier auf dem Kamm? Vielleicht daran, daß es gerade dreizehn Morgen waren? —

Staubinger darf sich nicht die Muge nehmen, darüber nachzudenken. Er leiht sich einen Ochsen, düngt, sät aus, eggt, erntet. Und schleppt den Ertrag mit der Karre in seine kleine Scheuer. Vor der Scheuer spannt er sich ins Joch und läuft im Kreise rund mit der Deichsel eines Triebwerkes, daß drinnen auf der Tenne die Dreschmaschine klopfen kann.

Diese Maschine ist der kostbarste Teil seiner Erbschaft. Diese Maschine drehen Großvater und Vater schon, immer im Kreise rundlaufend, wie ein Karussellpferd. — Da hat Staubinger einen Einfall; wenigstens diese unwürdige, klauenhafte und längst veraltete Rundlauferei an der Deichsel will er sich erleichtern. Man wird ja stumpfsinnig dabei, man wird ja lahm und mürrisch. Da spart er Großvater bei Großvater für ein Pferd, leiht sich ein Darlehen beim Amt, kauft sich einen Gaul und spannt ihn zum nächsten Korndrusch in die Deichsel.

Und das Pferd tut seinen Dienst. Aber selbst der kräftige Vierbeiner spürt das Unwürdige solchen Herumläufens. Der Gaul bodt, wiehert, schnaubt und stampft des öfters, erst Staubingers Peitsche — und er knallt halt nur in der Luft mit ihr — mahnt das Pferd an seine rundlaufende Pflicht.

Da kam eines Tages der Amtmann durch die Dämmerung, sagte Staubinger die Stunde an und ereiferte sich plötzlich mit solcher Empörung:

„Staubinger, das geht nicht, das ist Tierquälerei, dies Rundlaufen, Stundenlang, viele Tage durch, das Pferd wird irr und lahm geschunden!“ —

Staubingers Mund stand offen. Was der Großvater, der Vater und er selber . . . ? Drei Lebensalter lang . . . ? — Er wollte dem Amtmann antworten, artig und ganz zur Sache, aber der Gewaltige wehrte ab, ging in seine Dienststube und nahm die Geschichte für den Tierchutzverein zu Protokoll.

Da Staubinger arm war, sah man barmherzigerweise von einer Geldstrafe ab.

Und nur zur Druschzeit an Staubingers Scheuer vorüberkommt, sieht den Alten an der Deichsel wieder im Kreise herumlaufen. Verbittert ist er, grau und stur, denn er versteht die Welt nicht, schlägt sich wie irr an den nassen Schädel, und keiner findet, daß da etwas gegen alle Ordnung und Moral sei! —

Rund um den Erdball.

Der eine mach't's, der andere belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Ein Toter wird geschieden.

Eine Frau Metzger in London klagte gegen ihren Mann auf Scheidung. Der Gatte war nicht erschienen, ließ sich durch seinen Anwalt vertreten, gab im übrigen aber die ihm vorgeworfene und nachgesagte „schlechte Führung“ in der Ehe zu. Das Gericht hatte gerade um halb zwei Uhr mittags die Scheidung ausgesprochen, als ein Bote erschien mit der Meldung, daß der Ehe-mann bereits um 1 Uhr sanft entschlafen sei. Worauf das Ge-richt das Urteil sofort wieder aufhob, denn Tote können nicht mehr geschieden werden. Frau Metzger aber ist nun keine „Ge-schiedene“, sondern eine Witwe, was bei der Erbschaft von großer Bedeutung sein kann.

Schwierige Situation.

In einem kleinen Schwarzwaldstädtchen befindet sich ein entzückender, gut gepflegter Weg, mit alten Bäumen bestanden, der des Sonntags von eleganten Reitern und sauber gepuften Kutschern benutzt wird. Der Bürgermeister des Städtchens hat ihn durch folgende Tafel „verschönern“ lassen:
„Auf diesem Wege ist das Reiten, Fahren und Betteln im Trabe, und erst recht im Galopp verboten.“

Nein, diese Fakire!

In einer Berliner Zeitung steht, anlässlich der Beschreibung indischer Sitten und Gebräuche, zu lesen:
„Und als dann der tote Priester des berühmten Affen-tempels zu Simla im Alter von 102 Jahren verstarb, wurde der weiße Fakir sein Nachfolger.“
Diese Fakire können aber auch alles; und es ist interessant zu wissen, daß sie nach der Methode „doppelt genährt, hält besser“, sogar nach ihrem Tode noch einmal sterben.

Kampf um ein Denkmal.

Als die Stone Mountain Confederate Monumental Association dem Bildhauer G. Borglum aus Meika den Auftrag erteilt hatte, ein Denkmal zu schaffen, machte er sich gleich ans Werk. Doch als die Arbeit vollendet war, schienen die Meinungen recht geteilt: die Gesellschaft war begeistert, der Meister nicht. Er beschloß, sein Werk wieder zu zerstören, doch raubten es die Auf-traggeber und stellten es auf dem Marktplatz auf.
Als nun Borglum eines Nachts mit einigen Freunden er-schien, um das Standbild mit Hämmern zu zertrümmern, lagerten die Gegner, mit Knütteln bewaffnet, davor, und ließen niemand heran. Es entspann sich eine regelrechte Schlacht, bei der die Verteidiger siegten, die auch jetzt Tag und Nacht Wache halten, bis die aufgenommenen Verhandlungen zu einer Einigung ge-führt haben.

Viehucht in Oesterreich.

Den Oesterreichern geht es schlecht, das weiß man. Beson-ders die Viehzucht ist sehr zurückgegangen; und kürzlich brachte der Wiener „Abend“ eine Abhandlung, in der besonders der Schweine gedacht wurde. Da konnte man lesen:
„Mit Ausnahme von einigen wenigen Großgrund-besitzern werden in Oesterreich keine Festschweine mehr gezüchtet.“
Soll das vielleicht heißen, daß nur noch die Kleinbauern als Magerichweine zu gelten haben? Armes Oesterreich! Cubert.

Aus aller Welt.

Heidelberger Festspiele 1928. — Gerhart Hauptmann als Regisseur und Festredner. Die diesjährigen Heidelberger Fest-spiele finden in der Zeit vom 21. Juli bis 15. August wieder unter der künstlerischen Leitung von Gustav Hartung statt. Im Schloßhof wird das „Räthchen von Heilbronn“ von Meißt, mit der hierzu eigens eingerichteten Musik von Carl Maria von Weber, und „Ein Sommernachtstraum“ von Shakespeare mit der für die Heidelberger Inszenierung geschriebenen Musik von Ernst Krenek, neuinstudiert. Im Stadttheater geht zum ersten Male Gerhart Hauptmanns Scharzspiel „Schluck und Jau“ in Szene, dessen Einstudierung Gustav Hartung in gemeinsamer Arbeit mit dem Dichter übernimmt. — Gerhart Hauptmann wird während der Festspiele Aufenthalt in Heidelberg nehmen. Am Nachmittag des 21. Juli findet in der Aula der Universität ein feierlicher Akt zur Eröffnung der Festspiele statt, wobei Gerhart Haupt-mann die Festrede halten wird.

Wie lange gibt es Wiesen und Heu? Wann die Menschen auf den Gedanken gekommen sind, Gras zu trocknen, und dieses getrocknete Gras, das Heu, als Viehfutter zu benutzen, dürfte kaum zu ermitteln sein. Jedenfalls war bei den Persern, etwa fünfhundert Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, das Heu schon als Pferdefutter bekannt. Die alten Perser scheinen auch schon bestimmte Landstrecken als Wiesen gepflegt zu haben. In großem Umfange ist jedoch die Wiesenkultur erst bei den Römern aufgekommen. Nicht allein der Landmann legte sich

Heuborräte an, auch der Staat tat dies, um bei einem etwa ausbrechenden Kriege sofort Futter für die Pferde zu haben. Römische Schriftsteller wissen auch schon manches über die Kultur der Wiesen zu berichten und darüber sachverständige Auskunft zu geben. Einige Ratschläge der alten Römer über die Wiesen-kultur können auch heute noch als richtig angesehen werden. Die Römer nannten das Heu fenum, woraus im Italienischen fieno und im Französischen foin wurde.

Der Arm im Löwenrachen. Shaw erzählt uns einmal von dem traben Androklos, der dem Löwen einen Dorn aus dem Fuß zog, und dem das dankbare Tier daraufhin wie ein treuer Hund folgte. Solche Geschichten können sich auch in unseren Tagen er-gaignen. Da wagte jetzt die Löwenbändigerin Lee Nanette in Kali-fornien ihr Leben, um ihren Lieblingslöwen zu retten. „Prinzessin“ heißt das mächtige Tier. Beim Fressen hatte es einen abgesplitter-ter dünnen Knochen in der Kehle behalten, und der Fremdkörper verursachte dem Tiere große Schmerzen. Es kam winselnd zu seiner Herrin, die sogleich einen Arzt herbeiefies. Während sie dem Löwen gewaltfam den Machen öffnete, blickte der Arzt hinein und entdeckte die Ursache des Leidens, aber als er nun mit der Hand in den Löwenrachen fassen sollte, um den Knochen splitter herauszu-ziehen, da war er um alles in der Welt dazu nicht zu bewegen. Auch andere Tierärzte weigerten sich energisch, diese Operation auszuführen. Da beschloß die Tierbändigerin, diese Arbeit selbst zu vollbringen. Sie öffnete der Löwin mit der einen Hand den Machen, mit der anderen fuhr sie hinein, bis sie den Splitter fühlte. Hätte „Prinzessin“ nun die gewaltigen Kinnbacken geschlossen, oder wäre sie vor Schmerzen zurückgefahren, dann würde die tapfere Frau wohl ihren Arm verloren haben. Aber die Löwin schien zu wissen, um was es sich hier handelte, sie hielt alle Schmerzen ge-buldig aus, obwohl die Herrin den Knochen nicht hinausbringen konnte, es gelang ihr nur, den Splitter hinunterzustößen, so daß ihn die Löwin verschlang. Während war nun die Dankbarkeit des Tieres, das sich zärtlich an die Herrin schmiegte und ihr die Hand leckte.

Die Unausprechlichen der Göttlichen. Bei ihrem letzten Ber-liner Gastspiel ist die große französische Schauspielerin Sarah Bernhardt beinahe der Lide eines unentbehrlichen Objekts, das man eigentlich nicht auszusprechen pflegt, aus welchem Grunde man lieber „Die Unausprechlichen“ sagt, zum Opfer gefallen. Die Künstlerin stand bei ihrem Auftreten hinter der Kulisse und wartete auf ihr Stichwort. Da setzte sie ihren Fuß auf eine zu hohe Stufe, und dabei platzte die enge weiße Atlashose unmittelbar über dem Knie. Das Unglück war nicht zu verdecken. Jeden Augenblick mußte das Stichwort fallen, eine Katastrophe stand bevor. Da brach ein alther Elektrizitätsarbeiter, der zufällig neben der gött-lichen Sarah stand, Rettung. Er riß von der Rolle schwarzen Jolterbandes, die er bei sich trug, ein Stück ab und klebte es über das Knie der Göttlichen. Die Sache hielt. Das schwarze Jolter-band rettete die Situation. Nach der Vorstellung schickte die Bern-hard dem Netter aus der Not zum Dank das Weinkleid mit der geheimnisvollen Bemerkung, sie hoffe, „es hätte es in sich!“ Der Mann untersuchte die Tasche der Hofe, war aber sehr enttäuscht, als er die Entdeckung machen mußte, daß die Hofe gar keine Tasche befaß. Unterdessen hatte sich die Sache herumgesprochen, und ein besonders Begeisterter, der das zerrissene Weinkleid der großen Tragödin sein eigen nennen wollte, steckte dem verdutzten Arbeiter einen Fünfzigmarkschein in die Hand und nahm das kostbare Stück an sich. Verwundert befaß sich der Arbeiter das Geld, schüttelte den Kopf, aber dann kam ihm doch die Erleuchtung, und er meinte mörklich: „Das Düwelsweib hat doch recht gehabt. In de oll Wör war doch wat in!“

Fröhliche Ecke.

Kollegen untereinander. Zwei Journalisten begegnen sich. Zwei Journalisten, die sich nicht riechen können.

Sagt der eine: „Waren Sie das nicht, der neulich den Artikel über den Niedergang des Theaters geschrieben hat?“
Erwidert der andere mißtrauisch: „Gewiß, gewiß, lieber Freund.“

„Oh, ich habe eine fabelhafte Sache in diesem Artikel ge-funden.“

Der andere, erstaunt, ein Lob von seinem Konkurrenten zu hören, fragt: „Eine fabelhafte Sache? Ja, der Artikel war gut, das darf ich wohl sagen. Was war es denn, das Sie darin ge-funden haben?“

„Ginz Knackwurst, sie war darin eingewickelt“, entfernt sich feizend der Kollege.

Prompt. An einem Vortragsabend läßt der Anfang des Vor-trages recht lange auf sich warten. Das Publikum wird unruhig, hustet, scharrt ein wenig und trampelt schließlich sehr eindeutig mit den Füßen.

Da erklingt aus der letzten Saalreihe eine Stimme: „Aber erlauben Sie mal, hier ist doch kein Zirkus!“

„Aber auch kein Wartezimmer!“ ertönt aus der ersten Saalreihe die prompte Antwort.

Schnell befriedigt. Sag mal, Harry, du wolltest mich doch zum Film bringen; wie ist das eigentlich damit?“
„Gut, gehen wir heute abend ins Kino!“

Verantwortlich: Hauptchristleiter Robert Strna, Bognar